



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes politische Lehrjahre

Lorenz, Ottokar

Berlin, 1893

Einleitendes

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55841)



Die neuere und neueste Goetheforschung spricht verhältnißmäßig wenig von Goethes politischem Denken, Wesen und Handeln. In ältern Zeiten dagegen findet sich eine ansehnliche Zeitungs- und Broschürenliteratur völlig angefüllt mit Erörterungen dieser Art, wohl auch mit Vorwürfen und Vertheidigungen. Ich habe schon manchen Goethefreunden und Goethekennern die Frage vorgelegt, wie dies komme, und einer der gewiegtesten von ihnen hat mir einmal geantwortet, die geschulte Goethephilologie sei eben zu gewissenhaft, um aus Epigrammen und leichten Gesprächen die politische Grund- und Weltanschauung eines Mannes herzustellen und zu beleuchten; vollends bei Goethe, der einen Zeitraum von zwei Menschenaltern durchmessen, in welchen die größten Veränderungen der Welt sich vollzogen haben, sei es schwierig, ja fast unmöglich.

„Und wir sind alle neugeboren,“ läßt er seinen Epimenides beim Erwachen sagen! Und so wußte auch er sehr wohl, welche ungeheuern Schicksale von Menschen und Staaten an ihm vorübergegangen waren, und sprach gern in späten Tagen von der Größe dessen, was er erlebt hatte. Aber die Generation, die bei seinen letzten Jahren wirksam wurde, war eine andere und völlig verschiedene von der, mit welcher er einst ins öffentliche Leben trat. Es konnte das außerordentliche geschehen, daß unser größter Dichter mit dem Gefühl hinüberging, von seiner Nation verkannt und mißverstanden worden zu sein. „Und nun gar in politischen Dingen!“ sagte er, „was ich da für Noth und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen.“

„Man beliebt einmal mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir nicht besser gegangen.“

Manches gute Wort war zwar gleich damals gegen die religiöse und politische Verfehlung Goethes gedruckt worden, und ist auf so guten Boden gefallen, daß wir heute in unserer Gesellschaft nur mit Lächeln die Stimmen der Ankläger vernehmen zu können meinen, aber wenn wir die alten vergilbten Blätter mustern,

in denen der neue politische Geist der Freiheit hervortrat, so hat man einen andern Eindruck. Wenn ein Jünger der neuen Lehren, wenn Dahlmann sich erhebt, um seinen politischen Freunden das Wesen Goethes politisch annehmbarer zu machen, so redet aus ihm das siegreiche Bewußtsein einer Zeit, deren verständige Häupter Nachsicht, nicht aber Uebereinstimmung mit dem Dichter predigen zu müssen glaubten. Es stehe nicht so schlimm mit Goethes politischen Meinungen, bemerkt der berühmte Göttinger, der im redlichen Verfassungskampf und im Sturm die Begeisterung der liberalen Welt gewinnen wird. Er deckt mit Liebe die ihm weniger sympathischen Seiten in Goethes politischem Charakter durch ein hübsches Wort zu, welches dem großen Staatsdoctrinär unvergessen bleiben sollte: „Das Alter,“ sagt er, „welches jede Kraft besiegt, hat Goethen das Eine nicht entwenden können, was seine ganze Art am eigenthümlichsten bezeichnet, den Trieb immer neue Jahresringe der Bildung anzusetzen, beständig fortzuwachsen.“

In diesem Sinne suchte Dahlmann auch Goethes Abneigung gegen die in den Jahren nach der Befreiung des Vaterlandes entstandenen „unreifen Versuche, für die er sich nicht habe begeistern können,“ zu erklären. Allein diese Art von Rechtfertigung hat nicht viel geholfen, und als Gervinus es unternahm, den Staatsmann, den Hofmann und Diplomaten Goethe deshalb zu verurtheilen, weil er die Entwicklung des Dichters

gehemmt und geschädigt hätte, so war es durch lange Zeit zu einem rechten Glaubenssatz ächter Wissenschaftlichkeit geworden, die politischen Schwachheiten und Irrthümer Goethes zu beklagen. Das war am grünen Holze zu vernehmen; was in den untern Gestrüppen einer kannegießernden Literatengesellschaft über den „Fürstknacht“ zu hören war, vermochte selbst Eckermanns Mittheilung von Goethes köstlicher Einrede gegen den auch ihm schon bekannt gewesenen Vorwurf nicht zu zerstören: „Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstknacht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knacht eines solchen bin, der selber ein Knacht des allgemeinen Besten ist.“ Dies konnte er sagen, nachdem er eine der herrlichsten Lobreden auf seinen Herrn gehalten, die an scharfer und ehrlicher Charakteristik deutlicher spricht, als manches Geschichtsbuch: „Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden, und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des einzelnen zu verbessern.“¹⁾

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als die ungemaine Natürlichkeit und Freiheit, mit welcher Goethe über seine politischen Beziehungen und Dienste dachte und sprach und das erzwungene

Pathos, mit welchem nachher diese Dinge beurtheilt wurden. Was dabei zum Vorschein kam, dürfte man indessen nicht allzu ernst nehmen; es war ein Gegensatz, der mehr als ein zeitlicher, wie persönlicher gefaßt werden konnte. Denn die französische Revolution stand als ewig trennendes Wahrzeichen zwischen zwei Lebensaltern, zwischen denen, die wie Goethe empfanden und denen, die ihn oder vielmehr seine politischen Gesinnungen anklagten. Dieser Gegensatz läßt sich nicht einen Augenblick in diesem Streit politischer Meinungen vergessen; Goethe selbst hat ihn anerkannt und bezeichnet. Er verglich sein langes Leben mit einem Sommeraufenthalt in einem Bade: „So wie man ankommt, schließt man Freundschaften mit denen, die schon vorher da waren und nächstens abreisen; dann hält man sich an die zweite Generation, mit der man eine Weile fortlebt, aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts mehr zu thun hat.“

Als der neunzigjährige Ranke ebenfalls einmal einen Rückblick auf sein langes Leben warf, glaubte er in scharfer politischer Beleuchtung sein ganzes Dasein nur durch die vorhandenen Gegensätze verständlich machen zu können, welche durch die französische Revolution in die Welt gekommen sind; und doch war für ihn der Gefangene von St. Helena, dem Goethe in dessen vollster Kraft erst am Lebensabend gegenüberstand, die phänomenale Erscheinung seiner frühen Jugend! Aber

auch der Spätergeborene hatte noch die Empfindung, in seinem neunzigjährigen Leben hätte sich eigentlich politisch nichts Wesentliches ereignet, was nicht in Liebe und Haß auf die ungeheuere Weltveränderung zurückzuführen gewesen wäre, deren schreckliche, markererschütternde Krise auf der Lebenshöhe Goethes das Innere der gebildeten Völker, gleichwie jedes Einzelnen zu zerreißen und in zwei Theile zu spalten schien.

Weit und weiter lag hinter dem Lebenden das gesicherte, historisch-begründete, festgefügte Dasein einer geistig und ständisch wohl gegliederten Gesellschaft, und vor ihm der unzuverlässige Zustand des revolutionären Europas. Als die kaum hergestellte Ruhe der Staaten durch die Julirevolution zerstört und das neunzehnte Jahrhundert sich lediglich zu einer Reihe immer wiederkehrender Erschütterungen verkehren zu wollen schien, wurden viele der Besten und Edelsten von einer Art von Mißbehagen und Zukunftsfurcht erfüllt, die sich in mannigfaltigen Weissagungen einer Wiederkehr barbarischer Jahrhunderte Luft machte. Auch von Goethe ging die Rede, daß er diesem Pessimismus an seinem Lebensende verfallen gewesen sei. Ranke schrieb in seiner historisch-politischen Zeitschrift schon im Jahre 1832: „Goethe sagte vor seinem Ende, es scheine sich ein Krieg vorzubereiten, wie der dreißigjährige gewesen; in vielen Zeitgenossen setzt sich eine ähnliche Meinung fest; Niebuhr starb, indem er einen Wiedereintritt der Jahrhunderte der Barbarei vorherzusehen glaubte.“²⁾

Die unbehagliche Stimmung Goethes über die allgemeine Lage um 1830 ist mit diesen Worten gewiß treffend bezeichnet, wenn man auch sachlich zu zweifeln gezwungen wird, ob die Aeußerung über den dreißigjährigen Krieg nicht vielmehr im Jahre 1792 gemacht worden ist, wo Goethe wirklich einmal schrieb: „Europa werde einen dreißigjährigen Krieg brauchen um einzusehen, was 1792 vernünftig gewesen wäre.“ Wie nun in diesem Worte von 1792 eine wirkliche staatsmännische Voraussicht, man könnte sagen, eine wahr gewordene Prophezeiung sich zeigte, so bleibt es auch wahr, daß Goethe um 1830 den noch viel härteren Ausspruch über die zu befürchtende Barbarei ausdrücklich billigte: „Niebuhr hat Recht gehabt,“ sagte er, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten drinn; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt.“

Und dennoch! es wäre eine vollkommene Täuschung, wenn man den alten Goethe auch selbst in politischen Dingen lediglich nur für den kleinmeisternden Lobredner vergangener Zeiten halten würde. Vielmehr könnte man aus den vielen Gesprächen, da man sie in den spätern Jahren vollständiger gesammelt hat, leicht nachweisen, wie lebhaft sein Interesse an allen Begebenheiten der Zeit geblieben, und wie wenig er sich zu den Mißvergnügten, die er immer recht herzhast mißachtet hat, gerechnet sehen mochte. Man könnte sagen, er

folgte den politischen Dingen fast ausnahmslos mit nie umwölfter Stirne, hier gerade war er der wahre Olympier, der mit eiserner Geduld und Ruhe, mit der Weisheit und Erfahrung des gesättigten Kenners den großen Weltenlauf an sich vorüberziehen ließ.

